Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 7 (1913)
Heft: 4

Artikel: Karl Knies : ein Leben : Teil V, VI, VII und VIII
Autor: Busch, K.A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-133024

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ist, in die Worte faßte: Es kommt die Zeit, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit.

Dr. A. Meyer-Steinmann.

Karl Knies.

Ein Leben.

V.

Das Konfirmandenjahr war um. Und damit auch die Schulzeit. Der Vikar hatte mit den Kindern hie und da Ausflüge gemacht, um sie mehr an sich zu fesseln. Draußen im Wald hatte er ihnen einmal von Italien erzählt. Wie horchten sie auf, als er von dem ewigen Schnee der Alpen erzählte und von der Herrlichkeit der Peterskirche in Rom. Dann hatten sie Wettlauf gemacht. Als Preis gab es Bilder in Dreifarbendruck, ein Tizian, der Zinsgroschen, und ein Kaiser Wilhelm. Karl errang den Kaiser Wilhelm. Stolz brachte er ihn nach Hause. Als der Vater ihn in die Hände bekam, riß er ihn wütend in Stücke: „das fehlt mir gerade noch hier oben in dem Hundeloch.“ Schon die Uniform und der Degen des Lord Roberts war ihm längst ein Dorn im Auge; aber weil es ein Engländer war, hatte er etwas Respekt davor und ließ es hängen. Karl war zum ersten Mal empört gegen den Vater. Betrunkenheit und Püffe wunderten ihn nicht. Aber so seine Ehre, im Wettlauf gesiegt zu haben, geschändet zu sehen, entrüstete ihn bis ins Innerste. Das Ehrgefühl hatte er vom Alten. Zudem hatte ihm bis jetzt in der Konfirmandenstunde nichts so gefallen als der Wettlauf im Walde, mehr noch als die Geschichten, die der Vikar sonst erzählte und die ihn schon hie und da aufhorchen ließen, mehr als wenn in der Religionsstunde vorerzählt, nacherzählt und zergliedert wurde. Im Winter behandelte der Vikar das Leben Jesu. Er erzählte, wie er erzählen konnte, bunt und farbig. Der Heiland sollte sich diesen Seelen unauslöschlich einprägen, wie er bei den Zöllnern und Verachteten saß, den Samariter lobte und die reichen, stolzen und heuchlerischen Pharisäer schalt. Dann erzählte er ihnen die Abendmahlsgeschichte und Gethsemane und die Kreuzigung und suchte anschaulich zu machen, wie Stolz, Demut, Hoheit und Niedrigkeit sich wunderbar in dem Manne von Nazareth vereinten als unerreichbares, sittliches Vorbild. Karl schaute meist teilnahmslos drein. Der Jesus in Gethsemane gefiel ihm gar nicht. Er hätte wie Petrus mit dem Schwert drein geschlagen und den Judas verhauen. Am meisten gefiel ihm, daß Jesus aus Wasser Wein gemacht und den fünftausend Leuten soviel Brot gegeben hatte. Das müßte er heute wieder tun, dachte er. Das hatte aber der Religionslehrer erzählt. Beides erwähnte aber merkwürdigerweise der Vikar gar nicht.

So kam die Konfirmation heran. Vor der Prüfung hatte Karl ziemlich Angst. Er wußte, daß er auf zehn Fragen nicht eine rechte Antwort geben konnte, wenn sie auch nie viel aufgehabt hatten. Einige Geschichten hatte er behalten, die konnte er erzählen. Da kam er auch einmal dran. Sonst saß er da klopfenden Herzens, wenn die Nachbarn vorn, hinten und neben ihm aufgerufen wurden. Es war in einer älteren, kleineren gotischen Kirche. Die Marie hatte sich nicht entschließen können, zur Prüfung zu gehen. Die Schande wollte sie nicht erleben, wenn ihr Karl aufgerufen würde und nichts wußte. Der Vater ging mit; aber ehe sie gingen, hatte er zu Karl gesagt: „Das sage ich Dir, wenn Du nix kannst, wenn Du dra kimmst, ich hau' der nachher an der Kirchetür vor alle Leut' auf de Backe, daß de dein Lebe dran denkst." Das erste Mal, daß Karls Vater um ihn und sein Lernen bekümmerte. Aber Karl haßte ihn fast seit dem Tag, da er ihm den Kaiser Wilhelm zerissen hatte, nicht weil er ihm mit Schlägen drohte.

Sonntag darauf war die Konfirmation. Jetzt ging die Mutter mit. Ihren Karl wollte sie am Altar knien sehen, wenn der Pfarrer ihm den heiligen Geist gab. So hatte sie es einst im katholischen bayrischen Pfarrdorf gelernt. Der Vater ging ins Wirtshaus. „Einmal in de Kirch', ist genug", sagte er der Marie, als sie ihn fragte, ob er nicht wieder mitginge. Wie die Orgel in der Kirche anfing zu spielen, konnte sich die Marie nicht mehr halten. Die Tränen liefen ihr nur so aus den Augen. Sie hatte sich ganz hinten in eine Ecke gesetzt. Auf einmal kniete sie wieder in der katholischen Pfarrkirche auf dem Dorf. Sie wußte bald nicht mehr, ob sie wachte oder träumte. Jetzt kamen die Kinder mit dem Vikar herein. Karl blickte trotzig und sah frech die Leute an. Der Anzug und das Gesangbuch war ihm vom Pfarrer geschenkt worden, den Hut und die Handschuhe, die er kaum an die Finger gekriegt hatte, hatte sie ihm selbst gekauft. Wie er doch so stolz aussah, dachte die Marie mit ihren betränten Augen. „Ach, Herrgott, wenn er nur gut wird," betete die Marie mit ihren harten Händen, hart und zerrissen wie Holz. Die Gemeinde sang: „Bis hierher hat mich Gott gebracht durch seine große Güte." Der Vikar stand am Altar und sah über die Leute; als sie gerade „große Gü-ü-te" sangen, fiel sein Blick auf die Marie in der Ecke. Wie ein Messer fuhr es ihm durch die Seele: Wo war die große Güte in ihrem Leben? Er hatte sehr lange im Gesangbuch hin- und hergeblättert; als er die Konfirmationslieder aussuchte, schließlich hatte er sich entschlossen, dies Lied singen zu lassen im Glauben, daß irgendwo im Verborgenen jeder doch einmal die Güte Gottes gespürt haben müsse, sonst hätte er das Leben bis daher nicht aushalten können. Aber jetzt, da er wieder an die Erzählung von Karls Mutter damals abends in der Mansarde dachte, verlor er fast die Anfangsworte seiner Rede darüber aus dem Gedächtnis, die er gleich beginnen mußte.

Er hatte sich vorgenommen, über den Segen der Not zu sprechen. Einmal hatte er den Superintendenten gefragt, was er den Leuten

in ihrem Elend für Trost spende. Der sah ihn erstaunt an. „Aber lieber Herr Amtsbruder, schlagen Sie das Neue Testament und das Gesangbuch auf, wo Sie wollen, so finden Sie überall goldene Trostworte: „Achtet es für eitel Freude, wenn ihr in Anfechtung fallet" — „Trübsal bringt Geduld, Geduld aber bringt Hoffnung" — „Was Gott tut, das ist wohl getan" — „Herr deine Güte reicht, soweit die Wolken gehen." — Er hatte alle diese Worte als Textworte verworfen, weil er oft an die Marie dachte. Aber er wollte den Eltern, die einmal im Leben in die Kirche kamen, doch eine wirkliche Wahrheit für ihr elendes Leben sagen und er hatte bei seinen Besuchen so oft namenloses Elend und namenlose Not gefunden und, wo kein Elend war, da war Oberflächlichkeit und Vergnügungssucht, aber nirgends Gottsuchen, geschweige denn Gottinnigkeit. Und er predigte soviel von seelischen Gütern und vom innerlichen Leben. Er hatte sich gedacht, allein das innerliche Leben hilft den Menschen über ihr äußeres Elend hinweg. Aber nun hatten sie gar kein innerliches überhaupt. Da ward ihm klar, was diesen Menschen allein als Erlösung vorkommen konnte: Eben das, was sie sich zu verschaffen suchen: Bier und Tanz und Kinematograph und mehr Geld und eine bessere Wohnung und ein Bett mehr und ein geschenkter abgetragener Rock und ein paar Schuhe. Das war wenigstens eine Wirklichkeit für sie. Seele, Schuld, Innenleben oder gar Gott war für sie Luft, denn es blieben Worte ohne Wirklichkeit. Und nun stand er da am Altar, und sie sahen alle nach ihm hin, die Trinker und abgeschafften Frauen, die brutalen sinnlichen Männer und die Frauen, die dreizehn Kinder geboren und neun schon wieder ins Grab gelegt hatten und deren ganze Hoffnung ihre Buben und Mädchen waren, die jetzt verdienen sollten. Konfirmation hieß für sie, daß die Kinder aus der Schule kämen und verdienen sollten.

Und nun fing er an zu reden vom Segen der Not, wie er es sich zu Hause ausgedacht und säuberlich aufgeschrieben. Er wollte ganz nüchtern und sachlich reden. Nur keine Phrase, nur keine bloßen Worte, war seine beständige Sorge. Und so sagte er: Not stärkt den Arm. Not lehrt kämpfen. Not macht uns größer. Not lehrt uns über das Leben nachdenken. Not macht uns barmherzig. Not läßt uns eine bessere Zukunft erhoffen, hier und dort. Not lehrt uns unsere Zuversicht vom Leben abwenden und auf Gott richten, denn hier werden wir sie nie ganz und nie ganz allein überwinden. Einer war in der größten Not und er ließ sich nicht besiegen: Jesus. Das waren so seine Gedanken. Er unterschied auch zwischen leiblicher und seelischer Not. Aber als er von der seelischen Not, der Lebensangst und Schuld redete, hatte er immer die Empfindung, sie verstehen ihn nicht, sie empfinden es doch nicht mit. Kein Geld haben für Kleider und Schuhe drückt sie doch alle härter als ihr Leichtsinn, ihre Trunksucht und Unzucht. Während er redete, sah er über die Leute hin. Einige Männer hörten ihm zu, andere blickten fast höhnisch ihn an,

als wollten sie sagen: was verstehst du, Pfaff, vom Leben, der du mit deinem guten Auskommen — sie wußten nicht, daß sein Vikarsgehalt kleiner war als der Lohn eines gleichaltrigen Arbeiters — die Not noch nie gespürt hast? Andere machten so stumpfe, blöde Gesichter, daß er fast erschrak und dachte, selbst diese schlichten Gedanken gehen nicht in sie ein. Viele Frauen weinten leise für sich hin, sie fühlten noch am ehesten, was es für eine Not war, das Kind, das ihnen geblieben war, bis dahin zu bringen, daß es jetzt da vorne im Konfirmandenkleid auf der vordersten Bank saß. Sie fühlten so etwas doch wie Dank für das Sonnenstrählchen Güte, daß ihnen wenigstens dies Kind soweit gewachsen war und ihnen bald etwas Geld ins Haus brachte. Die Kinder sahen fast sämtlich in die Luft, einige schlenkerten mit den Beinen, andere nestelten an ihren schwarzen steifen Handschuhen und klopften sich das weiße Handschuhpulver vom schwarzen Kleid, eins blätterte im neuen Gesangbuch mit dem Goldschnitt und löste vorsichtig und behutsam die knisternden Seiten von einander, die noch alle ein wenig aneinanderklebten; ein Mädchen stierte wie verloren in unendliche Ferne, ein anderes dachte an den Tanzboden, den es im langen Kleid heute zum ersten Mal besuchen durfte. Jetzt wandte sich der Vikar mit einem Schlußwort an die Kinder; sie hörten sich angeredet, und sahen zu ihm hin. Er malte ihnen ein Bild von den zwei Wegen, dem schmalen und breiten, den sie gehen könnten, vom Fluch des Leichtsinns, vom Segen der Treue und des Fleißes. Dann kam das Amen und die Orgel setzte wieder ein.

Endlich durften sie sich wieder rühren, die eine halbe Stunde hatten unbeweglich dasitzen sollen. Dann mußten sie paarweise am Altar knieen. Karl kam es fast lächerlich vor, er hatte noch nie gekniet. Währenddem fühlte er die Hand des Vikars warm einen Augenblick auf seinem kurzgeschorenen Haar. Die Marie in der Ecke schluchzte in sich hinein: „Wenn er nur gut wird, wenn er nur gut wird," dann lauschte sie auf seinen Spruch: „Den Aufrichtigen läßt Gott es gelingen." Sie faßte sich wieder, als Karl und der andere auf ihren Platz zurückgingen. Karl sah wieder trotzig, fast frech in die Leute. Ein Mann am Pfeiler sagte zu seinem Nebenmann: „Der hat aber auch eine Fratze wie ein Verbrecher." Der Gottesdienst ging zu Ende. Am Schluß ward noch das heilige Abendmahl ausgeteilt. Sie kamen alle, die Männer und Frauen. Der Vikar erschrak manchmal, wenn er die stumpfen, dicken, roten Gesichter dicht vor sich sah, die ihn verständnislos, manchmal wie herausfordernd ansahen, viele Frauen verrunzelt und mit harten abgeschafften Händen. Und die wollten alle an dem zartesten Geheimnis des Opfertodes Jesu teilnehmen? Karl blieb die Oblate fast im Halse stecken. Als er hinter dem Altar herumging, spie er sie schnell aus — nachher fand sie der Küster; — der Schluck Wein mundete ihm; es war das erste Mal, daß er Wein bekam. Bier kannte er, auch Schnaps, aber keinen Wein. In dem Augenblick dachte er an alles mögliche, daß er nicht

die Altarstufe herunterfiel, daß er jetzt in der Bank noch ein wenig stehen bleiben solle und so tun, als bete er — so machten sie es alle, — ob er wohl bald zu dem Schlosser käme, der den Robert Kahle schon geohrfeigt, daß er drei Tage einen geschwollenen Backen hatte, oder lieber morgen schon ausrisse und irgendwo in die Welt hineinwandre, . . . nur nicht an Jesus und seine große Liebe. Die Feier ging zu Ende.

In der Sakristei teilte ihnen der Vikar die Konfirmandenscheine aus, jedem eine schöne Reproduktion von Steinhausen „Dieser nimmt die Sünder an.“ Als Karl sie ansah, dachte er: wie kommt die Frau in der Ecke hier in die Abendmahlsgeschichte? Das stimmt nicht, da hat der, der es gezeichnet, einen Fehler gemacht. Karl und einige andere bekamen den Schein gleich eingerahmt; merkwürdig, gerade sie, die nie was gekonnt und gelernt hatten. Das vermochte sich Karl nicht zu erklären. „So, den Schein hängt ihr euch über euer Bett und wenn ich euch in den nächsten Wochen noch einmal besuche, will ich sehen, ob ihrs getan habt und ob ihr euren Spruch auch auswendig könnt.“ Damit gab der Vikar allen die Hand und entließ sie. „Ach, er ist ein guter Herr,“ dachte die Marie, als sie den eingerahmten Schein sah. Er hat gewiß gedacht, ich hab doch kein Geld, ihn einrahmen zu lassen und mein Mann vertrinkts. Sie trocknete sich die Tränen ab. Dann gingen sie miteinander heim. Marie hatte so ein Gefühl, jetzt kommts doch noch. So etwas wie Glück.

VI.

Etwas über zwei Monate waren vergangen, da machte der Vikar noch einmal Besuche bei den Eltern seiner konfirmierten Kinder, zugleich wollte er sie einladen zu einer zwanglosen Zusammenkunft auf seiner Stube am Sonntag nachmittag und fragen, wie ihnen die Lehre gefiele. Er stieg im Hinterhaus zur Mansarde hinauf, wo Knies wohnten. Es war spät abends, so glaubte er wenigstens die Frau sicher zu treffen. Er traf sie auch. „Wie gehts, liebe Frau Knies?“ Da kam schon ein Tränenstrom. Er brauchte wieder kein Wort weiter zu fragen, da kam alles heraus bis in alle Einzelheiten, was in den acht Wochen seit Ostern sich ereignet. Erst sollte Karl als Liftjunge in ein Warenhaus, um sogleich zu verdienen. Nach fünf Tagen stahl er sich dort die Taschen voll und wurde entlassen. Der Chef hatte Mitleid mit der Mutter und zeigte ihn nicht an, entließ ihn einfach ohne Lohn. Dann dachte sie, ich will mich noch drei Jahre plagen und er soll etwas lernen, dann hat er später leichter sein Brot. Aber er mußte unter eine feste Hand. Sie tat ihn richtig zu dem Schlosser, bei dem der Robert Kahle war. Es dauerte nicht lange, da kam der Karl heulend nach Hause, er, der an viel gewöhnt war. Ueber seinen Kopf zog sich ein breiter blauer Striemen. Mit einer Eisenstange hatte der Meister nach ihm geschlagen. Sie ging zum Meister. Dem aber kam sie gerade recht. „An dem ist Hopfen

und Malz verloren, totschlagen sollt' man ihn, da wär' ihm geholfen," das war seine Auskunft nach seiner Untat. Am nächsten Tag warf er den Lehrbub mit einem Fußtritt aus der Tür: „geh hin, wo du hergekommen bist." Zwei Wochen strich Karl in der Gegend umher, manchmal kam er nach Hause, manchmal überhaupt nicht. Marie war in Verzweiflung. Sie beschwor ihn mit Bitten und Tränen. Schließlich nahm ihn der Gemüsehändler an der Ecke, Waren auszutragen für drei Mark die Woche. Mit dem ersten Lohn in den Fingern verschwand Karl auf Nimmerwiedersehen. Als sie es ihrem Mann sagte, erwiderte er bloß: „dös hab ich vorausgewußt," warf sich angetrunken ins Bett und schnarchte. Als sie nach ein paar Tagen es ihm wiedersagte, was sie machen wollten, sagte er bloß: „da hast du ein sauberes Bürschli in die Welt gesetzt. Meinst du, ich will noch Schand auf meinen Namen bringen und mit der Polizei ihn suchen lassen?" Drehte sich auf dem Absatz herum und stieg schweren Schrittes die Treppe hinunter. Die Ehre in ihm rebellierte wieder. So fand sie der Vikar. Richtig über dem Bett hing der Steinhausensche Christus, eichen eingerahmt. Der verlorene Sohn kniete schuchzend am Tisch. Darunter stand von seiner eigenen Hand geschrieben: „Den Aufrichtigen läßt Gott es gelingen." — „Wo aber keine Aufrichtigkeit ist . . ." so raunte es in seiner Seele. — „Warum ist keine da?" fragte er die Stimme in seinem Innern. — Und es kam zurück: „Weil keine da sein kann, weil sie nicht da sein kann" kam es zurück. — Aber er, der dort sie alle überragend am Tische sitzt, hat sie in den Versunkensten erweckt, erwiderte er der Stimme in seinem Innern. — Und es kam zurück, als käme es von demselben, der mit den Sündern zu Tische saß: „Ein arger Baum kann nicht gute Früchte tragen, er kann nicht." — Aber wieder empörte er sich selbst gegen die Stimme in seinem Innern: „und ich hab ihn ein ganzes Jahr gehabt, wie er die Zöllner und Sünder, und hätte ihm ein Heiland sein sollen und bin es nicht gewesen." Er hörte gar nicht mehr, was die Frau noch alles zu ihm sprach, viel lauter sprachen die Stimmen in seinem Innern. Wieder brachte er kein Wort über die Lippen wie damals. Er vermochte ihr nur wieder die Hand zu drücken und sie voll Schmerz anzusehen. Karl war nicht da, um ihm wie damals in die Augen zu sehen. Aber Marie fühlte, es lag etwas in dieser Hand. Sie wunderte sich gar nicht mehr, daß er nichts sagte.

Der Vikar schritt, vorsichtig sich am Seil festhaltend, die steile Treppe hinab. „Ein Heiland sein, statt vom Heiland predigen, das ist's. Aber wie einer werden?" Er dachte an den alten Plato, der die Zeugung und Erziehung vom Staat geregelt haben wollte, er dachte an die Sozialisten, an Abschaffung allen Privateigentums und aller Standesunterschiede, er dachte an Pestalozzi: Volkserziehung nicht bloß Volksbildung; schließlich dachte er wieder an Jesus selbst, wie er besitzlos, ehrlos, verlassen von den Freunden und Brüdern, verachtet, verspottet, verlassen von Gott und der Welt, sich kreuzigen ließ. Sich

kreuzigen lassen, das ist's. Jetzt hatte er es. Es will sich aber keiner kreuzigen lassen! Er war im Hausflur. Ein freches Mädchen stieß ihn absichtlich. Er ging seines Wegs. Wieder ein Menschenkind ohne Heiland ..... Auch ihr hat ein Pfarrer die Segenshand aufgelegt und auswendig kennt sie vielleicht alle Worte und Taten des Heilandes und ist doch, was sie ist ..... Er war wie verzweifelt. „Ein Heiland sein," das ließ ihn nicht mehr los. So kam er nach Hause und hatte sich zu überlegen, worüber er am nächsten Sonntag zu predigen hatte, was er für eine Geschichte im Kindergottesdienst behandeln wollte, was er morgen früh am Grab eines 41-jährigen Wirts sagen sollte, der eine Witwe und drei Schulbuben hinterließ. Und endlich, was er morgen den neuen Konfirmanden erzählen sollte. Er lachte fast auf und schlug die Bücher unwillig zu. Immer reden und reden! Wie geduldig die Menschen sind! Seine Bücherregale, seine Kommentare, die Kirchengeschichte, seine Dogmatiken, Bücher, Bücher, Bücher — es kam ihm vor fast wie ein Hohn auf das Leben. Hätte der Heiland nicht ein wiedergefundenes Menschenkind für wertvoller gehalten als alle meine Bücher, die ich in bitteren Jahren mir zusammengekauft? Alle diese Bücher haben noch nicht soviel einen Karl Knies besser gemacht; wir predigen von der Erlösung und haben noch keinen erlöst .... Wahrlich, er hätte gesagt: „Wer in diesen Büchern studiert und läßt darüber eine Menschenseele verkommen, es wäre ihm besser, er würde ersäuft im Meer, da es am tiefsten ist ...."

VII.

Jahre waren ins Land gegangen. Karl kam nicht mehr nach Hause. Der Vater trank weiter. Marie alterte schnell. Der Vikar war noch ein paar Mal bei ihr gewesen, ehe er von der Stadt fortkam. Karl war eine Zeit lang herumgestromert, solang die drei Mark reichten. Er war genügsam. Dann half er Fuhrleuten. Sie gaben ihm Brot und Schnaps. Dann half er Wagen abladen und bekam einmal eine Mark fünfzig Pfennige für eines Tages rechtschaffene Arbeit. Einmal war ihm ein Gensdarm auf den Fersen. Da versteckte er sich im Wald. Er wanderte, wo er hinkam. Er war ein freier Herr aller Dinge. Zerrissen von oben bis unten. In eine ordentliche Stelle nahm ihn keiner. Eines Sommers half er bei der Erntearbeit auf dem Lande. Im Heu kriegte er eine Lagerstatt. Es war eine warme Sommernacht. Eine junge Magd, sie war vor einem Jahr konfirmiert, hatte es ihm angetan. Sie schalt ihn zwar Dreckfack. Aber warum nicht tun, was sein Vater — er wußte es freilich nicht — auch längst getan, als er neunzehn war? Karl erinnerte sich zwar einer seltsamen Konfirmandenstunde, die ihm fast deutlicher in Erinnerung geblieben war, als die anderen. Der Vikar hatte von etwas geredet, wovon sie sonst nur untereinander witzelten und zoteten. Bei ihm kam zwar alles so schön und poesievoll und ernst und streng heraus, daß niemand lachte, obwohl sie, als er davon anfing, sich

heimlich unter der Bank anstießen und auf die Zehen traten, obschon das Gesicht des Vikars selbst eine leichte Röte überflog, so wie wenn er ihm ins Gesicht log, wenn er die Stunde geschwänzt hatte und angab, er habe seiner Mutter etwas besorgen müssen. Damals hatten sie einige, die sagten, im Alten Testament da stünde alles drin und noch viel mehr, als der Pfarrer gesagt hätte und sie lasen sich die Köpfe heiß dabei, andere hatten schon vor zwei Jahren erzählt, was sie gesehen und gehört hätten. Karl kam es ganz uninteressant vor, er wußte längst, wie alles zuging. Aber ein Wort war ihm von der einen Konfirmandenstunde im Ohr geblieben, was wenigstens zehnmal damals vorkam und welches ihm damals nicht klar wurde, was das heißen soll; jetzt konnte er es sich denken: „Selbstbeherrschung.“ Aber warum er sich in diesem Augenblicke selbst beherrschen sollte — soviel er aus den Reden der Knechte, Gesellen und Fuhrleute wußte, die er getroffen, beherrschte sich niemand selbst — konnte, wo die Gelegenheit so günstig und die Freude so nahe war, konnte er nicht begreifen...

VIII.

Ueber zweiundzwanzig Jahre waren herum. Die Marie lebte noch, sie bekam vom Armenamt wöchentlich drei Brote und zwei Liter Milch; ihr Mann war im Säuferwahnsinn gestorben, nachdem er sie einige Male halbtot geschlagen. Von Karl hatte sie nie mehr etwas gehört. Ihre andern Kinder waren groß geworden. Sie hatten alle spärlichen Verdienst bekommen. Karl war wild in der Welt umhergetrieben worden. Bald Bettler, bald Taglöhner, bald im Gefängnis und Arrestlokal. Beim Militär Soldat zweiter Klasse. Herumgestoßen, herumgejagt, zerlumpt; zeitweilig, wenn er Geld hatte, betrunken, gealtert, verrunzelt, verkrümmt, abgemagert, so lag er oft im Straßengraben. Er hatte so oft gestohlen, daß man es nicht mehr zählen konnte.

Wieder war es Sommer. Im Gebirg vor den Hotels spielte er Drehorgel. Damen in Seide rauschten vorbei und warfen zwei Pfennige in seine Mütze. Dann jagte ihn der Hausknecht fort. Hinten am Speisesaal kroch er vorbei nach der Küche zu, ob ihm ein mitleidiges Mädchen einen Teller Suppe abließe. Aber niemand gab sie ihm. Sie lachten ihn aus und ließen sich lieber vom Hausbursch und vom Koch kneifen. Die Fenster des Speisesaals standen weit offen. Lustiges Geplauder und der Duft von Braten und Wein strömte heraus. „Ach, Herr Major — wandte sich eine Schauspielerin gerade an einen weißhaarigen halbblinden Herrn mit hochaufgekämmtem Schnurrbart — heute sind wir aber eine entzückende Autostraße gefahren, ich lade Sie auf morgen ein, dieselbe Fahrt mit mir noch einmal zu machen.“ — „Sie sind wirklich zu liebenswürdig, meine Gnädige, mit allerverbindlichstem Dank werde ich's annehmen,“ kam es prompt unter dem stolzen weißen Schnurrbart heraus. Der Braten wurde gerade herumgereicht. „Mama“ — rief eine Kinderstimme — „das Fleisch

mag ich aber nicht, ich will mir noch Platz lassen für den Pudding." Währenddem begann ein Student mit dem Zwicker zu seiner Nachbarin: „sehen Sie, der Kern der sozialen Frage liegt einfach da, daß es Menschen gibt, die nicht sparen und hausen können, sie vertrinken ihren Ueberschuß, statt ihn auf die Ausbildung ihrer Kinder zu verwenden . . ." Ein Pfarrer, der, wie er sagte, vom viertägigen Examenabhalten in einem höheren Lehrerinnenseminar sich so überanstrengt hatte, daß er eine sechswöchentliche Kur gebrauchen müsse, brach schnell sein Thema ab, das er mit einem Prokuristen hatte über den echten Pfälzer, den ihr ganzes Kränzchen in einem Fuder bezöge und unter eigener Aufsicht abfüllen lasse und von dem er ihm gerne zukommen lassen wolle, wenn er ihm seine Adresse aufgebe, als er etwas von sozialer Frage hörte und sagte würdevoll zu dem Studenten: „mein lieber junger Freund, der Kern liegt doch einfach da, daß es, wie das Wort Gottes sagt, immer Reiche und Arme untereinander geben wird. So hat es Gott geordnet auf Erden." Damit beugte er sich zurück, um von der Bratenschüssel, die gerade an ihn kam, zwei große Stücke zu nehmen. Dann tat er noch einen tiefen Zug aus dem Rotweinglas, ehe er zu Messer und Gabel griff.

Karl, der alte zerlumpte Karl, hatte es durchs offene Fenster mitangehört. Soweit sein Denken noch reichte, verstand er nichts von der sozialen Frage, aber wohl davon, daß ihm mit nur einem Stück Braten augenblicklich geholfen wäre. Er humpelte von dannen. Der Hausknecht sah ihm nach und schimpfte hinter ihm her: „Mach daß Du fortkommst, sonst . . ."

Karl wanderte und wanderte. Es war Winter. Er spielte in den Höfen. Dabei kam er auch an einem Pfarrhaus vorüber und sprach vor um einen Almosen. Der Pfarrer ließ ihn ein und gab ihm drei Mark, aber setzte hinzu: „Wenn Sie so weitertrinken, richten Sie sich zu Grunde." Im Augenblick erschien seine Frau in der Tür — „aber Alfred, daß Du immer noch Leute vorlässest, ich habe doch Luise gesagt, sie möchte dem Küster bestellen, an der Haustür ein Schild zu befestigen, wir sind verreist." — „Aber meine Liebe, wir sind ja noch nicht abgereist." — „Du hast aber doch schon deinen Urlaub angetreten;" sie brach ab: „Alfred, genügt der neue Hut und der mit dem breiten grünen Band, der braune und der, den ich letzten Herbst kaufte? Wir müssen zu unsern drei Reisekoffern dann freilich vier Hutschachteln mitnehmen?" Karl hörte die Antwort nicht mehr, er ging schwerfällig die Treppe hinab, sie war mit Läufern belegt. Der Pfarrer hatte in einem großen Ledersessel gesessen an einem großen feinen Schreibtisch, vor sich Kursbücher und Landkarten. Aber Karl dankte es ihm doch — die drei Mark. Er hatte freilich keine Ahnung, wieviel Banknoten sich der Geber heute Morgen für die Reise an die Riviera auf der Bank eingesteckt hatte und daß auch die drei Mark nicht aus seiner Tasche kamen.

Nach vier Tagen kam Karl wieder. Das Haus war verschlossen.

Ein Zettel klebte daran: „Verreist, man wende sich an . . .“ An vielen Türen hatte Karl vorgesprochen, immer auf der Hut vor dem Schutzmann. Fast überall abgewiesen, deshalb versuchte er es noch einmal beim Pfarrer. Jetzt ging er am Fluß entlang. Die Schlote rauchten und schwer legte sich der Rauch über die Dächer. Purpurrot tauchte die Sonne in den Rauch am Horizont und goß einen breiten Streifen wie Blut über den Fluß, auf dem einzelne Eisschollen trieben. Karl fror schon Wochen lang erbärmlich. Seine Nase und Finger waren blau. Kein Stück am Leib war mehr ganz. Ein Gläschen Schnaps und eine halbe trockene Semmel war seine ganze Nahrung heute. Passanten sahen ihn am Ufer mit seinem Orgelkasten hinwanken bei den Geleisen der Güterbahn. Es ward Dämmerung. . .

Am andern Tag stand in der Zeitung, eine Leiche sei am Wehr gelandet. An den Geleisen der Güterbahn lag ein Orgelkasten. War er hineingefallen oder hineingesprungen? Niemand wußte es. Ertrinkende sollen noch einmal im letzten Augenblick ihr ganzes Leben vor sich sehen. Auch Karl hatte es gesehen, wie vom Blitz erhellt: Den Vater, wie er die Mutter schlug — jenen Augenblick am Konfirmationsaltar, wo die warme Hand des Vikars auf seinem Kopf ruhte — jenen Augenblick in der Scheune; ob wohl ein Kind wie er jetzt in der Welt war? Er hätte es gern gewußt — jener Bratenduft aus den Fenstern des Kurorts . . . und auf einmal das Konfirmationsbild über seinem Bett: Da sah er Christus; einer kniete vor ihm, alle sahen bittend und fragend nach ihm. Ihm schwanden die Sinne. Ihm war, als wäre er der Knieende und als blicke ihn Christus an, furchtbar ernst und doch . . . da war es aus mit ihm.

Auf Armenkosten ward die Leiche begraben. Im weißen Schnee machten sie ein schwarzes Loch und ließen den schwarzgestrichenen Sarg hinab. In den Kleidern hatte man einen Wanderschein mit dem Namen „Karl Knies“ gefunden. Die Totengräber schaufelten zu und steckten ein Holzkreuz darauf „Karl Knies“. Einer von ihnen, die ihr Gefühl bei ihrem Geschäft nicht ganz verloren, nahm doch seinen Hut ab, als wollte er ein Vaterunser beten — kein Pfarrer war dabei — und murmelte etwas wie: „Was hier wohl ein Pfarrer geredet hätte?“

Die Marie wußte nichts vom Tod ihres Karl. Sie war eine alte verschrumpelte Frau geworden. „Hexe“ riefen ihr die Kinder nach. Sie litt nachts an schweren Träumen. Sie sah immer eine dunkle Schlange aus der Ecke kriechen, die nach ihrer Hand fuhr. Eines Tages starb sie an ihrem eigenen schweren Traum. Ueber ihrem Bett fand man immer noch den Steinhausenschen Christus, die letzte Erinnerung an ihren Karl, den sie nie vergessen hatte, mit der Unterschrift: „Den Aufrichtigen läßt Gott es gelingen.“

K. A. Busch.